

Unerforschlichkeit der Referenz und der ontologischen Relativität gesehen werden. Eine Ontologie ist nach Quine bedingt durch die jeweilige Rahmentheorie; getrennt von ihr verliert sie ihren Sinn. Eine Ontologie ist in einem zweifachen Sinn relativ: „Relativ zur gewählten Rahmentheorie und relativ zum Übersetzungsverfahren aus der Theorie in die Rahmentheorie“ (214f.). Von daher sind die Frage nach einer theorie- und sprachunabhängigen Wirklichkeit und ein in diesem Sinn verstandener Realismus für Quine sinnlos.

R. vertritt die Auffassung, Freges These, die Bedeutung eines Eigennamens hänge von dessen Sinn ab, müsse aufgrund „der revolutionären Arbeiten Kripkes, Donnellans und besonders Putnams“ mit Korrekturen versehen werden (331). Diese Auffassung hat gute Gründe für sich. Einiger Qualifikation bedarf es dagegen, wenn R. aus dieser Semantik der starren Designatoren einen „aristotelischen Essentialismus“ folgert. Gewiß kann man behaupten, diese Semantik mache „die alte Unterscheidung zwischen Nominal- und Realessenz wieder hoffähig“ (331); zu fragen ist nur, was in diesem Zusammenhang unter „Realessenz“ zu verstehen ist. In der Terminologie Kripkes und Putnams ist es die Tiefenstruktur der natürlichen Arten und Substanzen; sie macht nach Putnam die „trans-world-identity“ einer Art in verschiedenen möglichen Welten aus. Nun mag es ein methodisches Ideal sein, zu erkennen, wie die Dinge in sich sind. Aber wer dieses Ideal verfolgt, kann nicht auf das Mittel der Sprache verzichten. Die Unterscheidung zwischen Nominal- und Realessenz geht zurück auf die Zweiten Analytiken des Aristoteles. Dort bedeutet sie eine Unterscheidung zwischen Sprachebenen. Eine Realdefinition ist eine Definition, die den strengen methodischen Anforderungen der Aristotelischen Wissenschaftstheorie entspricht. Eine trans-world-relation, so hat mir Putnam in einem Gespräch gesagt, gebe es nur im Rahmen der Naturgesetze. Wir können also, darin stimmen Aristoteles und Putnam überein, ohne Wissenschaftssprache die Tiefenstruktur natürlicher Arten nicht angeben, und damit stehen wir wieder vor dem Problem, welche Ontologie und welche Wissenschaftssprache wir wählen sollen. Leider konnte R. Putnams 1981 erschienenes Buch ‚Reason, Truth and History‘, in dem Putnam sich von einem metaphysischen Realismus distanziert und für einen internen Realismus argumentiert, nicht mehr berücksichtigen. Putnam hat mir gesagt, er habe auch in seiner grundlegenden Arbeit „The meaning of „meaning““ (1975) keinen metaphysischen Realismus vertreten. Seiner Ansicht nach sei die Semantik der starren Designatoren mit einer idealistischen Position im Sinne des internen Realismus vereinbar.

Um meine Kritik zusammenzufassen: Die These, die „sprachanalytische“ Auffassung setze „Bedeutung und Verifikationsmethode“ gleich (337), scheint mir soweit sie Tugendhats ‚Vorlesungen‘ (1976) betrifft ein Mißverständnis zu sein. Der für das Anliegen des Buches grundlegende Begriff des Realismus ist nicht hinreichend geklärt. Die Arbeit hätte gewonnen, wenn bei der kritischen Auseinandersetzung mit den verschiedenen Theorien noch sorgfältiger zwischen dem Referenten als dem bezeichneten Gegenstand (der Bedeutung im Sinne Freges), der Referenz als der Relation zwischen dem Zeichen und dem bezeichneten Gegenstand und dem Referieren als dem Funktionieren eines Zeichens und dem Akt des Sprechers unterschieden worden wäre. – Diese Fragen wollen auf ein wertvolles Buch hinweisen, das aus einer umfassenden Kenntnis der Materie in mustergültiger Klarheit, auch dort, wo es um schwierige Zusammenhänge geht, eine wichtige Diskussion der gegenwärtigen Philosophie darstellt, zu ihr Stellung bezieht und versucht, Beziehungen zwischen ihr und der klassischen scholastischen Ontologie aufzuzeigen.

F. RICKEN S. J.

BEDINGUNGEN DER MÖGLICHKEIT. ‚Transcendental Arguments‘ und transzendentes Denken. Hrsg. *Eva Schaper* und *Wilhelm Vossenkuhl* (Deutscher Idealismus 9). Stuttgart: Klett-Cotta 1984. 286 S.

Der Wert dieses Buches liegt in der Weite, mit der hier ein zentrales Thema der gegenwärtigen philosophischen Diskussion angegangen wird. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zum Gespräch zwischen der kontinentalen und der angelsächsischen Philosophie. Die acht Haupt- und fünfzehn Diskussionsbeiträge gehen zurück auf ein Sympo-

sion in Cambridge im September 1981. Fünf Hauptbeiträge befassen ausdrücklich sich mit Kant; sie lassen Aspekte der Kritik, der Rezeption und der Rekonstruktion Kantischer Philosophie in gegenwärtigen systematischen Positionen deutlich werden. Das folgende Referat muß sich darauf beschränken, die (nicht unangefochtenen) Thesen der Hauptbeiträge zu nennen.

Auf einer breiten philosophiegeschichtlichen Grundlage, von Kant über den Deutschen Idealismus und die Phänomenologie bis zu Strawson und Rorty, erarbeitet *Klaus Hartmann* eine Typologie transzendentaler Philosophie. Anhand des Kriteriums, ob eine Theorie nur „bestätigt“ oder „setzt“, unterscheidet er zwischen einem „regressiven“ und einem „progressiven“ Typ. Eine vom Bewußtsein ausgehende transzendente Theorie, die die Erkenntnis aus ihren Grundlagen „gleichsam vorwärts“ entwickelt, ist progressiv; eine Theorie sei regressiv, wenn sie nach den Geltungsbedingungen der Erkenntnis zurückfragt und so kategoriale Bestimmungen herleitet. *Ross Harrison* setzt sich mit der relativistischen, historischen Kritik St. Körners und R. Rortys an transzendentalen Argumenten, die nach Harrison die Aufgabe haben, den Skeptizismus zu widerlegen, auseinander. Harrison sieht das wesentliche Merkmal transzendentaler Argumente in der Verifikation. Wenn man gegen transzendente Argumente einwende, der Mensch könne eines Tages die Welt auf eine Weise erfassen, die sich von unserem heutigen Denken völlig unterscheide, so müsse gezeigt werden, wie eine solche Art von Denken möglich sei; diese Forderung könne aber nicht erfüllt werden, wenn das andere Denken unvorstellbar sei. Mit Rorty setzt sich auch *Rüdiger Bubner* auseinander. Transzendente Argumente seien selbstbezüglich. Wer für Alternativen zu unserem begrifflichen Schema plädiere, müsse über diese Alternativen reden, und zu der Sprache, in der wir das tun, gebe es keine Alternative. *Hermann Krings* wendet sich gegen die angelsächsische, vor allem in den großen Kommentaren von H. J. Paton und Kemp Smith repräsentierte Tradition, die Analytik der KrV ohne die Dialektik zu lesen. Die Dialektik habe nicht nur eine kritische, sondern als unverzichtbare Ergänzung der Analytik auch eine konstruktive Funktion. *Jaako Hintikka* bringt eine Kritik und Rekonstruktion wichtiger Thesen der KrV von einer, in seinem Beitrag leider nur knapp angedeuteten spieltheoretischen Semantik her. Kants Transzendentalphilosophie führe in das Paradox, daß „Dinge an sich unerkennbar sind, weil und insofern unsere erkenntnissuchenden Prozesse unerkennbar sind“ (138). Es beruhe darauf, daß die Erkenntnis unseres eigenen Begriffsystems unlösbar mit der Erkenntnis der Welt verknüpft sei. Vor allem anhand des Schematismus-Kapitels der KrV versucht *Jürgen Mittelstraß* zu zeigen, daß es der Sache nach bei Kant bereits eine transzendente Pragmatik gibt. Die Konstruktionen der Mathematik erwiesen sich als Rekonstruktionen einer vortheoretischen, lebensweltlichen Praxis. Kants Widerlegung des Außenwelt-skeptizismus und dessen Unterscheidung zwischen empirischem und transendentalem Idealismus ist der Beitrag von *Barry Stroud* gewidmet. Kants Argumentationsstrategie wird der von G. E. Moore gegenübergestellt. Worauf Stroud letztlich hinauswill, ist mir nicht deutlich geworden. Gegen Kants transzendente Moralbegründung wendet *Bernard Williams* ein, die moralische Motivation könne niemals rein vernünftig sein. Der von Kant geforderte Standpunkt der Objektivität reiche nicht aus, um den moralischen Standpunkt zu definieren. Der moralisch Handelnde brauche zumindest auch eine positive Einstellung zu seinen eigenen Interessen. – Die englischsprachigen Beiträge sind übersetzt. Der anregende Band schließt mit einer kurzen Bibliographie (277–280) und einem Namenregister. F. RICKEN S. J.

NAGEL, THOMAS, *Über das Leben, die Seele und den Tod*. Aus dem Amerikanischen von *Karl-Ernst Prankel* und *Ralf Stoecker* (Philosophie. Analyse und Grundlegung 3). Königstein, Ts.: Hain 1984. 236 S.

Diese vierzehn in den siebziger Jahren entstandenen Essays des bekannten, früher in Princeton und jetzt an der New York University lehrenden amerikanischen Philosophen sind unter verschiedener Rücksicht beachtenswert. Mindestens einer von ihnen (Nr. 12) ist inzwischen ein vielzitatierter Klassiker: ‚Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?‘ N. kritisiert in ihm mit einer originellen Argumentation materialistisch-reduktionisti-